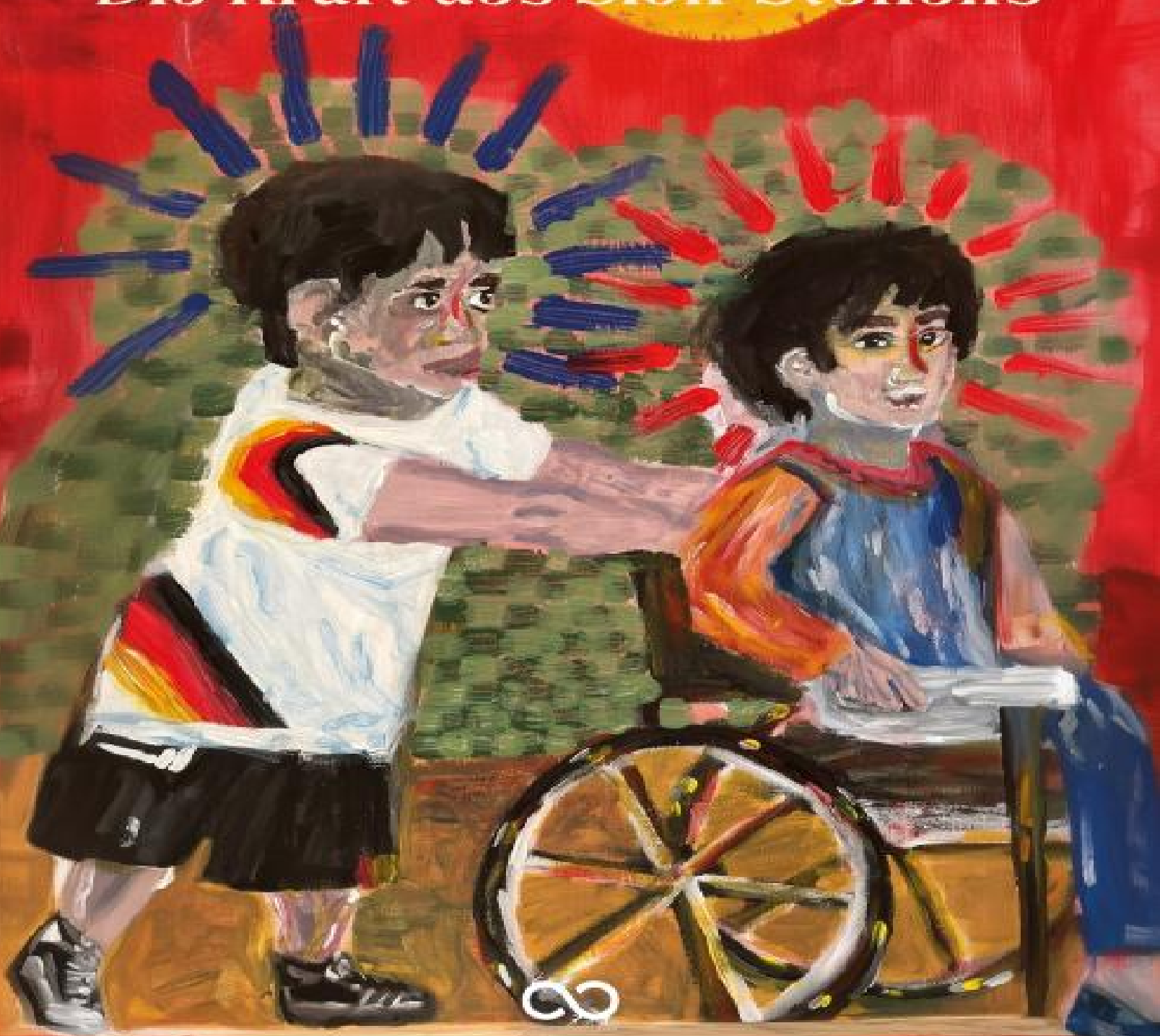


Jens Kastner

5000 PESOS

Die Kraft des Sich-Stellens



Jens Kastner

5000 PESOS

Die Kraft des Sich-Stellens



5000 Pesos:

5000 Pesos:

die Kraft des sich-Stellens

Autobiografische Erzählung

Jens Kastner

Php 5,000:

Ang kapangyarihan ng pagharap

sa katotohanan.

Disclaimer: Diese Erzählung trägt autobiografische Züge und ist von persönlichen Erfahrungen und Begegnungen inspiriert. Dennoch handelt es sich um ein fiktionales Werk. Um die Privatsphäre beteiligter Personen zu schützen und die dramaturgische Struktur zu wahren, wurden Namen, Charaktere, Orte und Handlungen frei erfunden oder maßgeblich verändert. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sowie tatsächlichen Ereignissen sind daher rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Impressum: Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek. Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Veröffentlicht bei Infinity Gaze Studios AB

ISBN: 978-3-384-90123-1

1. Auflage, Mai 2026, Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2026 Infinity Gaze Studios

Texte: © Copyright by Jens Kastner

Cover & Buchsatz: V.Valmont @valmontbooks

Malerin Coverbild: Yuna Kastner

Korrektorat/Lektorat: Barbara Madeddu

Druck und Distribution im Auftrag des Verlages:

*tribution GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg,
Deutschland*

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung von Infinity Gaze Studios AB unzulässig und wird strafrechtlich verfolgt.

Infinity Gaze Studios AB, Södra Vägen 37, 829 60 Gnarp

Schweden, www.infinitygaze.com

Kontaktadresse **nach** **EU-**
Produktsicherheitsverordnung:

office@infinitygaze.com

Gewidmet denen,

deren Zeit abläuft,

eine moralisch integre

Entscheidung zu treffen.

Kapitel 1



Mit meiner Gitarre stand ich in der Fußgängerzone meiner norddeutschen Heimatstadt Varel vor einer begeisterten Traube von Leuten, einschließlich meiner Lebenspartnerin, Tochter und Eltern. Noch nie hatte ich vergessen, vor einem Auftritt mein Handy auszuschalten. Doch plötzlich vibrierte das Ding maximal nervig in meiner engen Hosentasche los. Es zerstörte die Konzentration auf den für meine Finger besonders herausfordernden Mittelteil meiner selbstkomponierten „Roboter weinen nie“-Ballade. Nach drei Takten konnte ich es nicht länger ignorieren. Ich musste die Finger vom Griffbrett nehmen und das Handy ungeschickt aus der Hosentasche hervornesteln.

Ich schimpfte kurz ins Mikrofon vor meinen Lippen. Einige der Leute registrierten das kleine Ungeschick grinsend. Mein Blick fiel auf meine Lebenspartnerin Sofia.

Ein paar Schritte vor mir kam sie durch die sekundenlange Unterbrechung mit unserem gemeinsamen Töchterchen Amelia auf dem Arm beim Mittwippen aus dem Takt. Dann fixierten meine Augen sich irritiert auf das Handydisplay. Der Anruf kam aus Australien. Ich hatte nie mit Australien irgendetwas zu tun gehabt, also drückte ich sofort weg.

„Blöde Telefon-Trickbetrüger“, zischte ich ins Mikrofon.

Die Leute lachten, und Sofia und Amelia fanden sofort ihren Weg zurück in den Song.

Nach dem Gig bauten wir die Anlage ab. Wir verluden sie in den Wagen meines Vaters, und ich schoss dann noch vergnügt ein paar Selfies mit lokalen Fans. Sofia und ich stiegen mit Amelia zu Vater und Mutter ins Auto. Mit dem erfolgreichen Auftritt zufrieden, streckte ich auf dem Beifahrersitz meine Beine aus und schaltete dabei mein Handy wieder an. Es meldete prompt, dass mir ein Anruf von derselben australischen Nummer entgangen war.

„Die sind echt dreist“, empörte ich mich.

Im Schrittempo fuhr Vater zum Ende der Fußgängerzone entlang einem Spalier von Kleiderständen. An ihnen wehten die Sommerkollektionen der kleinen Läden wie bunte Fähnchen in der norddeutschen Brise. Bequeme Strandkörbe, liebevoll gepflegte Begrünung und historisch aussehende Pflastersteine rundeten die einladende Atmosphäre ab.

„Toller Tag heute“, sprach Vater und klopfte mir dabei anerkennend auf den rechten Oberschenkel. „Bestimmt geht es nun doch wieder aufwärts.“

Ich lächelte wortlos, nicht auf seine Anspielung auf Sofias kurz zuvor überstandene Krebserkrankung eingehend. Mit exakt Tempo 70 schlängelte sich das Auto entlang der Grodenchaussee, die vom Vareler Hafen zum Nordseebad Dangast führt. Amelia war müde geworden, und Sofia ließ ihren Blick über die grünen friesischen Weiden und den blauen Himmel schweifen.

Wir aßen alle zusammen zu Mittag im Dangaster Kurhaus, einem ehrwürdigen gründerzeitlichen Klinkergebäude auf einem Geestrücken. Durch die hohen Fenster des Saals

hinaus blickte man nicht nur direkt runter auf den Nordseestrand, sondern auch auf die große Phallus-Skulptur, dem Dangaster Wahrzeichen. Das Kurhaus ist in den 1920er Jahren Zentrum einer Künstlerkolonie gewesen. Mein Vater erklärte es Sofia, die nicht aus Varel, sondern aus dem Berliner Umland kam, mit einer guten Portion Lokalpatriotismus beim Essen.

Meine Eltern waren an dem Tag wie aufgeblüht, mein Gig war ein ganz besonderes Ereignis für uns alle gewesen. Das Stadtmarketing-Büro hatte mich als quasi prominenten Sohn Varels eingeladen, eine Stunde Straßenmusik in der Fußgängerzone zu spielen. Es sollte ein kleiner Beitrag sein, sie vor der für deutsche Kleinstädte typischen Verödung zu retten. Ich war noch niemals in Varel aufgetreten, seitdem ich als junger Spund für meine Musikerkarriere nach Berlin gezogen bin.

Doch für mich bekam diese wohltuende Atmosphäre am Mittagstisch einen prompten Dämpfer. Denn das Handy rüttelte schon wieder los, genau als die jungen Kellner die bestellten Rouladen mit Rotkohl und dampfenden Salzkartoffeln servierten. Obwohl ich jetzt richtig genervt davon war, drückte ich diesmal nicht weg, sondern stand ruckartig auf. Als ob das Handy giftig wäre, hielt ich es mit ausgestrecktem Arm vor mich. Ich lief so mit einigen energischen Schritten aus dem Saal hinaus auf die Terrasse des Kurhauses.

Die linke Hand in die Hüfte gestemmt, die rechte Hand mit dem Handy am Ohr, stieß ich auf Englisch in harschem Ton „Was soll der Mist?“ ins Handy. Eine halbe Sekunde Stille wurde abgelöst durch die Stimme einer Frau.

Sie sprach in einem weichen, kultivierten Englisch, wie ich es nur von Akademikern in England her kannte. Die Frau

wünschte mir einen guten Nachmittag, sagte, dass sie Peggy Gregg heiße, und fragte mich, ob ich Emilio Harms sei. Meine Vorstellung, es mit einem Trickbetrüger zu tun zu haben, begann zu zerbröckeln, also bejahte ich zögerlich ihre Fragen.

Ob es jetzt für mich passend sei, über eine wichtige private Sache zu reden, oder ob sie mir besser eine E-Mail schicken könne? Meine private E-Mail-Adresse habe sie aber leider nicht. Ich buchstabierte die Adresse, und wir verabschiedeten uns höflich voneinander. Ich war verdutzt.

Zurück am Mittagstisch fragte Sofia mich, wer angerufen habe. Ich antwortete mit gedämpfter Stimme: „Jemand hat mir einen Gig in Österreich angeboten.“ Ich wusste nicht, warum ich log, und ich wusste nicht, ob Sofia es bemerkte. Ich konnte mich nicht daran erinnern, sie jemals angelogen zu haben. Es hatte ja eigentlich nie Grund dazu gegeben.

Sofia, Amelia und ich waren für das Wochenende nicht im Haus meiner Eltern untergebracht, sondern in einer Dangaster Ferienwohnung. Den Gedanken an Peggy Gregg hatte ich mittlerweile verdrängt, als die beiden wie Engel eingeschlafen waren und ich mir auf dem kleinen Balkon ein Glas Wein genehmigte und meinen Laptop öffnete. Doch die E-Mail der Australierin war die oberste in der Reihe. Ich las, dass sie die Vorsitzende einer Wohltätigkeitsorganisation mit dem seltsamen Namen Iniwan ng Barko sei.

Mir wurde erläutert, dass sie DNA-Proben von westlich aussehenden Kindern in philippinischen Slums mit den Datenbanken von Ahnenforschungs-Websites vergleichen. Sie täten das, um die biologischen Väter der Kinder, sprich Sextouristen, im Ausland aufzuspüren. Ultimatives Ziel sei, Unterhaltszahlungen zu erreichen, mit denen man den

Kindern Versorgung und Ausbildung zuteilwerden lassen kann. Toll, macht alles Sinn, aber was wollen sie dann von mir?, dachte ich.

Der nächste Absatz der E-Mail wurde dann allerdings knüppelhart. In einem Armenviertel der philippinischen Hauptstadt Manila gebe es zehnjährige Zwillingbrüder, deren biologischer Vater mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit ich sei. Die DNA-Probe, die mit denen der Kinder übereinstimmte, sei nicht eine von mir, sondern von einem seit Langem entfremdeten Vetter. Er habe wie viele andere Leute, einem weltweiten Trend folgend, seinen DNA-Test bei einer Ahnenforschungs-Website eingereicht, einfach weil es ihn interessierte, zu erfahren, woher seine Vorfahren kamen.

Iniwan ng Barko habe dann die Facebook-Seite meines Vetters durchforstet und sei dabei auf Bilder von mir gestoßen. Sie zeigten, wie ich vor genau zehn Jahren auf den Philippinen Urlaub machte.

Erschrocken scrollte ich runter. Ich sah tatsächlich im Anhang der E-Mail ein Bild von mir an einem philippinischen Strand. Ich war braungebrannt und hatte damals noch zu Dreadlocks verklebte lange Haare. Meinen alten olivgrünen US-Army-Rucksack hatte ich als Kissen unter den Kopf geklemmt. Das Bild war echt.

Eine Hitzewallung und Schwindel überfielen mich. Reflexartig löschte ich die E-Mail. Panikerfüllt sprang ich auf. Ich leerte das Glas Wein mit einem Schluck und kippte mir ein neues nach. Verstört blickte ich in das Wohnzimmer der Ferienwohnung hinter mir. Ich sah Sofia und Amelia auf dem Ausklappsofa ineinandergeschlungen tief schlafen. Ich ließ mich wieder in den Stuhl fallen, um meine Gedanken in der Panik zu ordnen.

Die Gedankenspirale ratterte los wie eine Maschinengewehrsalve: Ja, 2015 war ich wirklich auf den Philippinen gewesen! Ja, ich habe in dem Urlaub mit einer Philippinerin tatsächlich etwas gehabt. Sollte es mir nun etwa das Genick brechen, dass es einige Wochen danach war und nicht davor, als ich Sofia in Berlin kennenlernte?

Instinktiv versuchte ich mich zu retten in dem Gedanken, dass Sofia und ich zu dem Zeitpunkt genau genommen noch gar kein Paar gewesen waren. Denn unsere Beziehung hing doch damals noch in der Schwebe! Und dass ich die Philippinerin geschwängert habe, konnte sowieso gar nicht sein. Als ob es gestern gewesen wäre, erinnerte ich mich jetzt genau, dass ich immer, absolut immer, Kondome benutzt habe!

Die Überzeugung, dass die ganze Sache eine perfide Trickbetrugsmasche ist, schoss mir durch den Kopf. Ja, die Internetbetrüger hatten mit einer künstlichen Intelligenz Facebook automatisiert durchforstet, dabei meine Urlaubsfotos gefunden und mich als öffentlich auftretenden Musiker im Netz schnell aufspüren und kontaktieren können. Aber die ganze DNA-Test-Geschichte war doch erstunken und erlogen!

Und wirklich: Ich klickte auf den Spam-Ordner meines E-Mail-Kontos und sah eine ganze Reihe von Trickbetrugsversuchen: Irgendein sterbender indischer Konsul bot mir an, seine zehn Millionen Euro zu verwahren. Ein Unbekannter erpresste mich mit angeblichen Masturbationsfotos, die er durchs nächtliche Hacken meiner Laptopkamera ergattert habe. Ich fluchte: „Niemals werde ich euch Schweinen Geld überweisen! Als Kakerlaken sollt ihr wiedergeboren werden!“

Amelia drehte sich auf dem Ausklappsofa, sie plapperte dabei etwas im Traum.

Mir fiel ein, dass ich meine Angriffsfläche den Internetbetrügern gegenüber nun sofort radikal reduzieren könnte. Ich stellte mein Facebook-Konto von „öffentlich“ auf „privat“ um. Ich rief meine eigene Musiker-Website auf und löschte dort die Adresse unserer Berliner Wohnung und Telefonnummer aus dem Impressum. Ich blockierte Peggy Greggs Nummer auf meinem Handy.



Am Morgen, nachdem wir aus Varel nach Berlin zurückgekommen waren, lief ich von unserer gemeinsamen Wohnung in der Hobrechtstraße am Hermannplatz über den Görlitzer Park zur Sorauer Straße. Wie jedes Mal, wenn ich durch den Park ging, säumten meinen Weg Dutzende afrikanische Dealer. Im Minutentakt zogen sie in Plastikfolie eingeschweißte Heroinkügelchen aus ihren Mündern, um sie an die gierigen Kunden zu verteilen.

Seitdem Sofia und ich zusammengezogen sind, untervermietete ich meine ehemalige Zwei-Zimmer-Junggesellenwohnung in der Sorauer Straße 3, einem dunklen 60er-Jahre-Bau. Es gab nichts zu beschönigen: Die dreihundert Euro Marge zwischen der Miete, die ich seit vielen Jahren an die Wohnungsbaugesellschaft zahlte, und der, die mein Untermieter mir monatlich zu überweisen hatte, bildete meine einzige stetige Einnahmequelle. Denn als Musiker verdiente ich nur sporadisch, wenn Gigs anstanden oder mich andere Musiker für befristete Studio-Projekte anheuerten.

Mein Untermieter, ein Student aus dem Schwabenland, hatte es neulich geschafft, die Duscharmatur zu ruinieren,

und ich musste dieses Ärgernis nun mit ihm aushandeln, denn sonst hätte ich selbst dafür irgendwann den Eigentümern gegenüber geradestehen müssen. Dem Schwaben immer wieder hinterherzurennen, machte natürlich keinen Spaß. Aber ich hätte es sonst nicht verkraften können, finanziell komplett von Sofia abhängig zu sein. Sie arbeitete in einer Eventagentur mit festem Arbeitsvertrag, Mutterschaftszeit und Pipapo. Die fünftausend Euro, die so jeden Monat verlässlich in unser Familienkonto flossen, bildeten das Fundament unseres gemeinsamen Lebens.

Bis kurz vor Amelias Geburt hatte das finanzielle Verhältnis zwischen Sofia und mir allerdings noch ganz anders ausgesehen. Ich als Hoffnungsträger des damals populär werdenden deutschsprachigen Gitarrenpops hatte damals einen Vertrag beim großen Major-Label Sony Music, der mir stattliche Vorschüsse und die komplette Übernahme der Produktionskosten bescherte. Das erklärte, warum ich mir in der Vergangenheit eine Urlaubsreise auf die Philippinen leisten konnte. Doch dann verwandelte der Internet-Streaming-Dienst Spotify die Musik in ein brotloses Gewerbe für Leute wie mich.

An frustrierenden Erinnerungen leidend klingelte ich an der Tür der untervermieteten Wohnung, doch der Schwabe öffnete nicht.

Ziemlich schlecht gestimmt lief ich zurück nach Hause. Es half meiner Laune nicht, dass ich die Philippinen-Geschichte ständig wie ein Damoklesschwert über mir baumeln fühlte. Die Trickbetrüger schienen noch eine bestimmte Frist abzuwarten, jedenfalls war von ihrer Seite aus nun zwei Tage lang nichts passiert.

Als ich nach Hause kam, saß Sofia mit Amelia in unserer Küche, die Tortellini mit Tomatensauce waren fast aufgegessen. Der abgeschliffene Altbau-Holzdielenboden knirschte wie immer, und ich bemerkte eine Spinne an der gründerzeitlichen Stuckverzierung oben an der weißen Küchendecke. Sofia hatte sich ihre mittellangen dunkelbraunen Haare zu einem Dutt hochgesteckt. Ich freute mich, in ihrem jugendlichen Gesicht mit den weichen Zügen einen vitalen Hauch Rosa wiederzuentdecken. Denn in den Wochen zwischen Diagnose und Schilddrüsenkrebs-OP war er ihr vor Angst und Depressionen verloren gegangen.

Amelia sah wie immer aus wie eine Prinzessin. Von Sofia hatte sie die sanfte, kultivierte Ausstrahlung geerbt und von mir die großen, runden grünen Augen mit den langen Wimpern. Wie ich sie so anschaute, erinnerte ich mich, dass die Kinderärztin anhand von Tabellen einmal ausgerechnet hatte, dass Amelia als Erwachsene sehr groß werden wird, obwohl Sofia mit 160 cm zierlich geraten war.

Amelia spielte an der Tischdecke herum, sie versuchte immer wieder, den Stoff an der Kante einzurollen. Ich hatte ihr das einige Tage zuvor so gezeigt. Sie blickte auf.

„Papa, bist du mit deiner Musik denn schon berühmt geworden?“, fragte sie unvermittelt.

Diese Frage war unschuldig, aber unbequem. Sie kam nach meinem frustrierten Spaziergang zur falschen Zeit. Sofia spürte das. Sie verzog leicht irritiert die Augenbrauen zu einem V, suchte überrumpelt nach einer passenden Antwort, doch es kam ihr keine in den Sinn.

Ich holte Luft und erläuterte dann sanft: „Nein, noch nicht, meine Süße... Aber ein paar Leute hören sich meine Lieder